

WERKS-ZEITUNG

RUHRSTAHL-AKTIEN-GESELLSCHAFT
HENRICHSHÜTTE HATTINGEN

8. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag.
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet.

8. September 1933

Zuschriften sind zu richten an
Ruhrstahl Akt.-Ges., Henrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung

Nummer 19

Herausgegeben im Deutschen Institut für Nationalsozialistische Technische Arbeitsforschung und -schulung
in der Deutschen Arbeitsfront



Reichsjugendführer Baldur von Schirach

in seiner Ansprache beim Treffen
der Hitlerjugend in Nürnberg
am 22. Juli 1933:

„Wir alle wollen uns die heilige Verpflichtung auferlegen, mit dem Geist der Unerschütterlichkeit und des Mutes, wie es die Vorkämpfer des Nationalsozialismus getan haben, für die Bewegung zu arbeiten.“

(Zu unserem Bericht über den Aufmarsch der Hitlerjugend in Nürnberg)

Deutschland an der Spitze

Die Arbeitsämter konnten von neuen großen Erfolgen im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit berichten. Mitte August wurde zum ersten Male der Vorjahrsstand um über eine Million unterschritten. Es wurden noch rund 4 300 000 Arbeitslose gezählt. Das bedeutet Wiedereinschaltung von rund 2 Millionen Volksgenossen in den Arbeitsprozeß, wenn man vom tiefsten Grad der Beschäftigung im Januar 1933 ausgeht. Fürwahr, eine gewaltige Leistung!

Man kann von einer neuen großen Bewegung reden, die das Volk ergriffen hat, und deren ganzes Dichten und Trachten bei Tag und Nacht die Ueberwindung der Arbeitslosigkeit ist. Seine gewaltige Macht über die Seelen hat der Nationalsozialismus wiederum unter Beweis gestellt. Ein Glaube, wie er nach dem Wort der Schrift Berge versetzt, erfüllt die Nation: Es muß und wird gelingen, auch dem letzten deutschen Volksgenossen Arbeit und Brot zu geben!

„Es kamen mal zwei Knaben
An einen breiten Graben.
Der erste sprang hinüber,
Schlankweg, je eher, je lieber.“

War das nicht fed? —
Der zweite, fein besonnen,
Eh' er das Werk begonnen —
Sprang in den Dred!“

So kann man bei Wilhelm Busch lesen.

Der Nationalsozialismus ist für das Handeln. Er ist nicht so „fein besonnen“, daß er vor lauter Prüfen und Wägen, vor lauter Bedenken nicht zum Entschluß kommt. Deshalb gelingt es ihm, im Gegensatz zu früheren Regierungen, den Graben zu nehmen. Er stärkt in allen Beteiligten den Willen zum Siege und die Ueberzeugung, daß wir siegen werden, statt — wie es bisher geschehen war — immer nur ergebnisvolles Stillhalten zu predigen!

Es muß das deutsche Volk mit freudigem Stolz erfüllen, daß es in der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit unter nationalsozialistischer Führung an der Spitze aller Länder der Welt marschiert. Private Schätzungen sprechen davon, daß das Wiederaufbauprogramm Roosevelts in den Vereinigten Staaten von Amerika bisher 2½ Millionen Personen — von insgesamt 12 bis 14 Millionen Arbeitslosen — wieder Brot brachte. Das ist ein Erfolg, der hinter den Erwartungen zurückbleibt, wenn man den Einfluß berücksichtigt, mit dem dieses Ergebnis erzielt wurde. Jedenfalls haben die Vereinigten Staaten um ein Vielfaches größere Summen in die Waagschale geworfen als Deutschland, das zudem, im Gegensatz zu Amerika, an der Währung nicht rütteln ließ. Und doch hat Deutschland verhältnismäßig weit mehr erreicht!

Wie der Versailler Vertrag „gemacht“ wurde

Die gewaltigen Kundgebungen am Niederwald-Denkmal, wo die Bewohner des Saarlandes Zeugnis für ihre treudeutsche Gesinnung ablegten, und am Tannenbergdenkmal in Ostpreußen erbrachten der Welt erneut den Beweis, daß das deutsche Volk geeint hinter seinem Führer steht. Diese Einigkeit hat nicht zuletzt der furchtbare Vertrag von Versailles zustande gebracht, an dessen Folgen Deutschland in den Nachkriegsjahren zu verbluten und unterzugehen drohte. Wie dieser Vertrag „gemacht“ wurde, ist bislang eigentlich nur wenig bekannt geworden. Gelegentliche Äußerungen des früheren englischen Ministerpräsidenten Lloyd George, der bei der Schaffung des Vertrages wesentlich mitwirkte, haben dieses Dunkel ab und an etwas aufgehellt. Wir erfahren von anderer Seite noch vor kurzem, daß der amerikanische Präsident Wilson auf Grund einer ihm von den Franzosen beigebrachten Täuschung der jetzigen Regelung der Frage des Saargebietes zugestimmt hat, die er ganz gewiß nicht gewollt hatte, wenn man ihm die geschichtliche Wahrheit erklärt und gesagt hätte, was am Niederwalddenkmal vor einigen Tagen erneut der ganzen Welt eingehämmert wurde: daß nämlich das Saargebiet ein urdeutsches Land ist und seine Bewohner nichts sehnlicher wünschen als baldigst mit dem Reich wieder vereint zu werden! Es ist eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte, daß sich unser Reichszugler und Führer gerade auf den Versailler Vertrag berufen mußte, um den Ränken der Franzosen entgegenzutreten, die schon jetzt alles daran setzen, um die vertraglich festgesetzte Abstimmung im Saargebiete zu hinterreiben.

Immer deutlicher zeigt sich jetzt, daß durch die Schwäche und die Unkenntnis des damaligen amerikanischen Präsidenten Wilson der Versailler Vertrag zu einer so furchtbaren Neuzeit für Deutschland und die Welt geworden ist. Wir verdanken unsere neuesten Erkenntnisse auf diesem Gebiete einem vor kurzem herausgekommenen Buch eines englischen Politikers namens Harold Nicolson, welches den Titel führt „Die Friedensmacherei von 1919“ (Peacemaking 1919).

In diesem sehr lehr- und aufschlußreichen Buch wird uns erzählt, daß die englische Friedensabordnung eigentlich einen ganz anderen Frieden gewollt hat, als er damals zustande kam. Die Grundlage des Friedens sollten die berühmten vierzehn Punkte bilden, die der amerikanische Präsident Wilson am 11. Februar 1918 der Welt als geeignete Friedenssage anbot und auf Grund deren Deutschland im November 1918 die Waffen niedergelegt hat. Diese vierzehn Punkte enthielten u. a. als wichtigste Grundsätze, daß der zukünftige Friede keine Einverleibungen von deutschem Staatsgebiet, keine Kriegsentzädigungen und keinen Schadenersatz enthalten dürfte, der als Strafmaßnahme gelten könnte. Diese Grundsätze wollten damals auch die Engländer, wie Nicolson schreibt, zur Grundlage der Friedensverhandlung machen. Leider haben sie es aber nicht getan, sondern sind, wie so oft in der Nachkriegszeit, dem stärkeren französischen Einfluß unterlegen. Der Engländer sagt in seinem Buch, daß man von den Wilsonschen Grundsätzen erheblich abgewichen sei und nur vier von ihnen einiger-

In Großbritannien verringerte sich die Zahl der Beschäftigungslosen in der ersten Hälfte 1932 um knapp eine halbe Million. Ende Juni waren noch rund 2 Millionen arbeitslos.

Die französische Arbeitslosenziffer ist seit ihrem winterlichen Höchststand ziemlich gleichmäßig zurückgegangen. Mitte August waren 23 v. H. weniger ruhende Hände vorhanden als im März. Der Reichtum des Landes und seine Armut an Menschen erleichtern ihm die Aufzucht wesentlicher. Deutschland hat es viel schwerer.

In Italien waren Ende Juli noch 810 000 Arbeitslose gemeldet gegen 1,23 Millionen Ende Februar.

Deutschland hat in den letzten Jahren am eigenen Leibe die Wahrheit des Wortes zu spüren bekommen: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Es handelt endlich unter der neuen Führung danach!

Zunächst geht das Bemühen um eine bessere Verteilung der vorhandenen Arbeit weiter. Es wird systematisch gegen Doppelverdiener und Schwarzarbeiter vorgegangen. Die Folgen der marxistischen Politik für den Arbeitsmarkt werden durch Rückkehr zur Vernunft ausgemerzt. Väter sollen wieder die Arbeitsplätze ihrer jugendlichen Söhne einnehmen, die ihrerseits Gelegenheit zur gemeinnützigen Betätigung im Arbeitsdienst finden, Männer an Stelle von Frauen, Verlobte an Stelle von Bräuten treten.

Die schwierigste Aufgabe besteht darin, den Beschäftigungsgrad der Betriebe zu steigern, für neue Aufträge zu sorgen, Produktion und Absatz zu erhöhen, kurz, die Arbeitsmenge nicht nur anders zu verteilen, sondern zu vergrößern. Hier steht die öffentliche Arbeitsbeschaffung ein. Der Staat gibt Aufträge, bis die Konjunktur sich, worauf man zuversichtlich rechnen darf, gebessert hat und die Wirtschaft sich von innen heraus aufwärts entwickelt. Im Herbst soll das neue große Arbeitsbeschaffungsprogramm, das den Namen des Staatssekretärs im Reichsfinanzministerium Reichardt trägt, zur Durchführung gelangen. Dadurch soll erreicht werden, daß die inzwischen neu Eingestellten nicht wieder in die Erwerbslosigkeit zurückfallen, wenn die schlechte Saison eintritt.

Man muß zwischen Konjunktur und Saison unterscheiden. Eine konjunkturelle Besserung ist unabhängig von der Jahreszeit und deshalb von größerer Dauer. Noch im Winter 1931/32 ging die Zunahme der Arbeitslosigkeit zu 75 vom Hundert auf das Abfallen der Konjunktur zurück; nur zu 25 vom Hundert war sie lediglich durch die Saison bedingt. Im Winter 1932/33 verhielt es sich schon umgekehrt. Wir haben allen Anlaß, anzunehmen, daß das Verhältnis sich im bevorstehenden Winter noch günstiger gestaltet. Dem Mutigen hilft Gott!

machen verwirklicht worden seien. Was man hingegen in Versailles als Inhalt des Friedensvertrages den Deutschen aufgezwungen habe, enthalte eine Fülle von politischen und wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten, die ursprünglich gar nicht beabsichtigt gewesen seien. Hauptsächlich hätten entgegen den ursprünglichen Absichten im Friedensvertrag Bestimmungen Platz gefunden, die sich hinterher als für die ganze Welt verhängnisvoll erwiesen hätten. Die Freiheit der Meere sei nicht gesichert worden, vom versprochenen Freihandel war im Vertrag nicht mehr die Rede gewesen, so daß hinterher die Zollschranken höher und zahlreicher als je zuvor aufgerichtet worden seien. Die Rüstungen der Völker, abgesehen von den besiegten Mächten, wurden nicht verringert. Die deutschen Kolonien wurden unter die Sieger in einer Weise verteilt, die weder frei, noch ehrlich, noch unparteiisch war. Die Wünsche der Bevölkerung wurden offensichtlich außer acht gelassen, wie das gerade der Fall des Saargebietes auf das deutlichste beweist. Das Gebiet Polens schloß viele Untertanen ein, die unbestreitbar keine Polen sind. Wilson habe als das wichtigste Stück des Friedensvertrages den Völkerbundspakt angesehen und habe, um ihn zu sichern, in anderen Fragen des Friedensvertrages, auch wenn sie mit seinen 14 Punkten in ganz offenkundigem Widerspruch standen, nachgegeben. Dabei habe der Völkerbund sich nachher als unfähig erwiesen, großen und kleinen Nationen die politische Unabhängigkeit zu sichern.

Sehr mit Recht geißelt der englische Politiker, daß der Artikel 19 des Völkerbundvertrages, auf den Wilson beim Friedensschluß so großen Wert legte (obwohl später Amerika dem Völkerbund gar nicht einmal beitrug), gar nicht in der Praxis angewandt worden sei. Dieser Artikel bestimmt, daß nach einiger Zeit solche Verträge, wie der Versailler Vertrag, erneut überprüft und geändert werden müssen, wenn seine Bestimmungen den Frieden unter den Völkern gefährden. Statt dessen beruht sich Frankreich immer wieder auf die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Verträge.

Wenn der englische Politiker Nicolson in seinem Buch diese Unbegreiflichkeiten des Versailler Vertrages festnagelt und ihn ein „Ungeheuer von Vertrag“ nennt, so kann man ihm natürlich nur vollständig zustimmen und hoffen, daß diese Erkenntnis in immer weitere Kreise seines Vaterlandes dringt. Wenn schon der Inhalt des Versailler Diktates uns Deutsche zwingt, immer und immer wieder gegen den Schandvertrag anzugehen, dann gewiß ebenso sehr die Art und Weise, wie er „gemacht“ wurde. Was das Schandwerk von Versailles letzten Endes für uns Deutsche bedeutet, hat in seinem vor kurzem erschienenen Buch „Jahre der Entscheidung“ der deutsche Gelehrte Oswald Spengler sehr deutlich und bezeichnend so ausgedrückt: „Der Vertrag von Versailles sollte gar keinen Friedenszustand begründen, sondern die Machtverhältnisse derart regeln, daß das Ziel jederzeit mit neuen Forderungen und Maßnahmen gesichert werden konnte. Daher die Auslieferung der Kolonien, der Handelsflotte, die Beschlagnahme der Bankguthaben, Besitzungen, Patente in allen Ländern, die Abtrennung von Industriegebieten, wie Oberschlesien und das Saarland, die Einführung der Republik, von der man mit Recht eine Untergrabung der Industrie durch die allmächtig gewordenen Gewerkschaften erwartete, und endlich die Reparationen, die wenigstens im Sinne Englands keine Kriegsschädigung sein sollten, sondern eine dauernde Belastung der deutschen Wirtschaft bis zu deren Erliegen.“

Deutsche Hitlerjugend in Nürnberg

Die Nürnberger Tage der großen und gleichmäßen bewegenden wie erhebenden Kundgebung des Nationalsozialismus, des Trägers des neuen Reiches, sind vorüber. Vorüber — doch nicht verklungen! Was die Tage von Nürnberg an und für sich gewissermaßen als reine „Partei“-Angelegenheiten aufgezeigt haben, das wird noch lange nachklingen im ganzen Volke —: eben weil diese Partei heute den Staat nicht etwa nur schlechtweg beherrscht — wie das ja schließlich andere Parteien auch schon getan haben —, sondern weil sie einfach den Staat verkörpert! Deutlich und aller Welt sichtbar haben die Tage von Nürnberg erneut das eine klar zur Richtschnur erhoben: entweder es gibt ein sich von innen heraus erneuerndes, nach außen hin seine Geltung behauptendes Deutschland — oder es gibt überhaupt kein Deutschland mehr! Und auf dessen Bestand ist schließlich die Welt als politisch-wirtschaftlicher Organismus auf die Dauer zumindest ebenso sehr angewiesen, wie das deutsche Volk selbst auf sein Streben darauf zu richten hat, wieder zum freien Staatsvolk in einer dem nationalen Willen wie der wirtschaftlichen Sonderlage jedes einzelnen Weltvolkes Rechnung tragenden und diese auch praktisch anerkennenden Völkergemeinschaft zu werden.

Es ist — man sollte es kaum glauben, wie absolut unaussprechbar manche Wahrheiten sind! — nun aber inzwischen im neuen Reiche wieder zur Binsenwahrheit geworden, was man von vierzehn Jahre lang „regierender“ Seite dem deutschen Volke sorgsam zu verheimlichen bemüht war: daß nämlich die innere Gesundheit eines jeden Staates sowohl als auch seine Geltung draußen in der Welt nicht zu allerletzt von der Wehrhaftigkeit seines Volkes abhängig ist!

Dieser Wahrheit — von ihm stets vertreten und ganz besonders betont — hat der Führer Adolf Hitler denn auch bereits damals Rechnung getragen, als er aus dem kleinen Anfang eines Häufleins treuer und todesverachtender Männer die nachmaligen braunen und schwarzen Heere der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung entstehen ließ. Gewiß: Heere ohne kriegsmäßige Bewaffnung — dafür aber ausgerüstet mit der Waffe des unbedingten Glaubens an den Führer, der Liebe zu ihrem deutschen Volk und Vaterland, und schließlich verschanzt hinter dem Bollwerk ihrer Hoffnung auf den endlichen Sieg der Bewegung, vor dem denn ja auch der Novemberfeind nach vierzehnjährigem Kampf nicht mehr hat bestehen können, sondern eine für ihn mehr als schmachvolle, vernichtende Kapitulation hat vollziehen müssen.

Aber auch Adolf Hitler — und er sogar zu allermeist — kennt die Wahrheit des Wortes, daß „wer rastet — rostet!“ — Und wie einst Scharnhorst, der Schöpfer des alten preußischen Volksheeres, von vornherein die Bedeutung der Nachwuchsfrage klar erkannt hat, so hat auch Adolf Hitler ein Sammelbeden für die Speisung der braunen und schwarzen Bataillone entstehen lassen — die sich ja zwangsläufig lichten müssen, je mehr die deutsche Arbeitsschlacht von Erfolg zu Erfolg und ihrem endlichen Siege entgegengeht —: die Hitler-Jugend!

Um die Hitler-Jugend ist es für jeden, der nicht in den Dingen selbst steht, ein Problem ganz eigener Art. Aus ihrer Bestimmung als Nachwuchs der Bewegung und ihrer Wehrorganisation ergibt sich ohne weiteres zunächst die Notwendigkeit der körperlichen Erleichterung, insbesondere der wehrsportlichen Ausbildung, ebenso dringlich aber auch die der geistigen Schulung und vor allem der Einführung in die großen Aufgaben und Ziele der Bewegung. Bringt doch die Hitler-Jugend teilweise aus ihrer ganz dem November-System untertan gewesenen Schulzeit schullos eine schwere Vorbelastung in weltanschaulicher Hinsicht mit, die zunächst auszugleichen ist, um dann auf gesunder Basis den Aufbau einer wahrhaft nationalsozialistischen Gefinnung beginnen zu können. Aber nicht nur der gute Wille und die Bereitschaft zur bedingungslosen Hingabe ist vorhanden, sondern das ganze Material dieser Hitler-Jugend an und für sich ist im Sinne der Bewegung geradezu erstaunlich gesund, wenn man bedenkt, welchen verderblichen Einflüssen gerade diese Jugend in den letzten vierzehn Jahren ausge-
setzt gewesen ist!

Dies ist denn auch in Nürnberg in Erscheinung getreten, wo gelegentlich der Tage des Nationalsozialismus nahezu 70 000 Hitler-Jungen — etwa 60 000 waren nur erwartet worden, und doch war für alle Quartier und Verpflegung zur Stelle — mit Sonderzügen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes zusammengekömmt waren. Im riesigen Zeltlager am Balzner Weiher — nicht weniger als 74 Zelte mit einem Fassungsvermögen von je 850 bis 1200 Mann dienen allein der Unterbringung der Hitler-Jungen und ihrer Betreuung, von den vielerlei Anlagen für Verpflegung, Befehlsdienst usw. gar nicht zu reden!

Und es war ein herrliches Leben diese Tage im Zelt und draußen auf dem riesigen Biwakplatz, ein fröhliches Treiben — wohl manchmal etwas rauher als herzliche Töne annehmend, wenn es quartiertechnische oder gar landsmännische Meinungsverschiedenheiten zu schlichten galt — weit und breit! Doch



Im Zeltlager der Siebzigtausend bei Nürnberg

Sitzend als dritter von links: der Hauptschriftleiter der Dina-Berkszeitungen, P. Rud. Fischer, Düsseldorf, Unterbannschulungsleiter III. 230

Gesundheit ist das höchste Gut — Vor Anfall sei stets auf der Hut!



Der Mörder

Von Hermann Löns
(Fortsetzung)

och an demselben Abend vernimmt der Förster, der eine Meile weiter vor dem Moore die Hirsche verhört, ein hartes, trodenes, heiseres Röhren, häßlich anzuhören, und hinterher einen Trenzer, niederträchtig und gemein, und einen Schrei, hohl und häßlich. So hat hier noch nie ein Hirsch geschrien. Der Blaghirsch, der oben in der Moornähe steht, wirft auf und zieht langsam vor seinem Rudel her dem Moornähe zu. Der Förster hat das Glas vor den Augen und späht das silberne Gatter ab, mit dem die Birken Moor und Forst trennen. Der Blaghirsch schreit zornig in den Wald hinein; weiß springt sein Atem vor ihm her. Aus der Forst kreischt der harte, häßliche Trenzer heraus, hinter ihm her röhrt ein heiserer, höhnischer Ruf, ein trodenes, böshafte, gemeines Röhren, ganz unirdisch klingend, gespenstisch, höllisch. Der Blaghirsch zieht näher an den Moornähe. In dem Walde ist es still, bleibt es stumm. Rund und voll ruft der Zwölfender sein ehrliches Wort in das schwarze, mit Silber vergitterte Walddunkel. Es wird ihm keine Antwort. Unwillig tritt der edle Hirsch den Grund, wirft die Moorerde mit dem stolzen Geweih empor, zerfetzt damit einen Weidenbusch, schreit dem Gegner einen verächtlichen Trenzer zu und wendet sich voller Abscheu ab. Vor ihm her trölt sein Rudel.

Da fährt etwas aus dem Walde, ein schwarzes, unheimliches Ding, und ehe der Zwölfender wenden und dem Gegner die Kampfsprossen weisen kann, ist er überannt, ist er von hinten niedergeforstet. Ueber ihm steht der schwarze Mörder und stößt auf ihn los. Dumpf klingt es, als schlage ein Stock auf einen Mehl-

sack. Starr steht das Rudel, die Hälse sind lang, die Lauscher steif, die Lichter weit aufgerissen. Ein blutiger Fegen fliegt dem Kopftier an den Hals, noch einer vor die Brust. Es schreit und wendet. Aber im Nu ist der schwarze Hirsch mit der weißen Augenbinde und den roten Stangen vor dem Rudel und forstet es auf einen Klumpen zusammen. Dann schreit er in das Abendrot hinein, so häßlich, so gemein, so tonlos und trocken, wie hier noch nie ein Hirsch schrie, und treibt das Rudel vor sich her in den Nebel hinein.

Starr sieht der Förster ihm nach, dann steigt er von dem Hochstand und geht zu dem geforkelten Zwölfender. Der ist im Verenden begriffen. In den weit herausgequollenen Lichtern liegt Todesangst. Armslang hängt das zerfetzte Gescheide aus den zerrissenen Dünnungen heraus. Der Förster gibt ihm den Fang und lüftet ihn. Dann schreitet er, den Kopf auf der Brust, heim. Der Oberförster wird Augen machen; am anderen Morgen sollte der Prinz den Zwölfender weidwerfen.

Der Morgen kommt mit herber Lust; ein Brunstmorgen ist es, wie er nicht schöner sein kann. Aber weit und breit meldet kein Hirsch, höchstens röhrt hier und da ein Schneider. Die Blaghirsche sind verschwunden. Der Zwölfender tat gestern Abend seinen letzten Schrei: er hängt an der Wildwinde auf dem Hofe der Oberförsterei. Der kapitale Ahtender, der schon zwölf Enden aufwies und auf vierzehn gezeigt hat, sitzt im Erlendache und küßt seine zerschundenen



davon soll vielleicht demnächst noch das eine oder andere ausgeplaudert werden. Ebenso mögen die mancherlei — bei einem solchen Massentreffen doch immerhin verhältnismäßig wenig soldatisch vorgeschulter Jugend nun einmal unvermeidlichen — Reibungen getrost erst aus dem Stadium des Erlebten bzw. Erlittenen in das des bloßen Erinnerens übergehen, ehe man dies und das dazu sagt.

Nur eines möge hier für heute noch Platz finden: die Aufzeichnung des größten Erlebnisses der siebzigtausend deutschen Jungen in diesen Nürnberger Tagen: sie haben den Führer gesehen! Im riesigen Stadion hat er zu ihnen gesprochen — der Führer, dem ja schließlich und endlich diese Wallfahrt deutscher Jugend aus allen Gauen des Vaterlandes, aus allen Ständen des Volkes galt!

Nach einer Ansprache . . . nein: man muß das, um die herrschende Stimmung recht wiederzugeben, doch etwas anderes sagen. — Also: Zunächst hielt Reichsjugendführer Baldur von Schirach eine Ansprache — oder versuchte es zumindest mehrfach. Denn da er an der Seite des Führers erschien, mußte es zunächst beim bloßen Versuch bleiben. Den Heil-Rufen war einfach kein Ende zu bereiten!

Und da alles nichts half, fand auch hier wieder der Führer selbst die rasche und sichere Lösung: er ließ einen trompetenbewehrten Hitlerjungen auf die Rednertribüne kommen und ins Mikrophon der Lautsprecheranlage hinein ein Signal geben! Dieser Hitlerjunge darf nach Hause gefahren sein im Bewußtsein eines doppelten Erfolges: er hat im persönlichen Auftrag des Führers gestanden — und er hat fertig gebracht, was selbst dem Reichsjugendführer nicht gelingen wollte: nun war Ruhe im Rund!

Und Baldur von Schirach sprach, sich an den Führer wendend: „Mein Führer! Hier stehen 65 000 Hitlerjungen aus allen Teilen des Deutschen Reiches, für die dieser Tag einen der stolzesten in der Geschichte ihrer Jugendorganisation bedeutet. Diese Stunde der Freude wird leider durch eine Trauerbotschaft getrübt. Während die Glocken Nürnbergs den Parteitag einläuteten, ist der österreichische Unterbannführer Thomas auf der Flucht vor den Schergen eines volksfremden Systems im Gebirge tödlich abgestürzt. — Kameraden, senkt die Fahnen vor diesem tapferen Pionier! — Mein Führer! Er starb auf dem Wege zu Ihnen. Er starb für Sie und für Deutschland, wie Herbert Norfus, Hoffmann, Wagnitz und die vielen anderen, die sich in der unsterblichen Gefolgschaft zusammengeschlossen haben. Diese unsterbliche Gefolgschaft ist auch in dieser Stunde hier angetreten. Es ist unser lehnstüchtiger Wille, mein Führer, daß Sie von dieser Stunde mitnehmen möchten, dieselbe feste Ueberzeugung, daß, wie diese jungen Kameraden, die gefallen sind für ihr Deutschland, alle 65 000 die hier stehen, und mit ihnen die eineinhalb Millionen der großen Hitlerjugend, bereit sind, mit Ihnen ihren Weg zu gehen, komme was mag. Wir sind bereit, für Sie zu leben, zu handeln und, wenn es sein muß, in den Tod zu gehen; denn Sie sind Deutschland!“

Nach einem dreifachen „Sieg-Heil!“ auf den Führer ergriff dieser selbst das Wort:

„Meine deutsche Jugend!“

Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem, was vierzehn Jahre hinter uns war und dem, was heute ist. Ein neues Deutschland ist entstanden, und wir müssen die Erkenntnis der Verschiedenheit der Grundlagen des Deutschen Reiches in seiner vergangenen Zeit und des Deutschen Reiches von heute in uns aufnehmen, um diesen Wandel zu begreifen. Ihr seid heute hier, eine kleine Abordnung unserer gewaltigen Organisation, ein Bruchteil nur dieser 1½-Millionen-Organisation unserer neuen deutschen Jugend. Aber ihr seid in diesem Augenblick die Repräsentanten dieser deutschen Jugend. Wenn ihr von hier wieder zurückzieht, dann müßt ihr die Erkenntnis mit hinausnehmen, die uns diese Stunde gibt.

So wie wir hier versammelt sind, junge Kameraden, so muß das ganze deutsche Volk versammelt sein und zusammengehören.

Es war es leider nicht immer. Getrennt in Berufe, Stände und Klassen hat der Deutsche den Deutschen bisher nicht gekannt. Einer wollte den anderen

nicht verstehen, jeder dachte nur an sich, höchstens noch an seine Klasse. Wir selbst sind die Zeugen der Folgen dieser Verwirrung des Denkens gewesen.

Wir haben eine Erkenntnis daraus zu schöpfen: Ein Wille muß uns beherrschen, eine Einheit müssen wir bilden, eine Disziplin muß uns zusammenschmieden, ein Gehorsam, eine Unterordnung muß uns alle erfüllen, denn über uns steht die Nation. Wenn wir diese Erkenntnis in uns aufnehmen und zu einem heiligen Befehl werden lassen, dann wird das, was wir hier in dieser Gemeinschaft sehen, sich ausweiten und unser ganzes Volk zusammenschließen zu einem einzigen Willen und damit auch zu einer Kraft.

Ihr seid das kommende Deutschland, ihr müßt lernen, was wir von ihm einst erhoffen. Ihr seid noch jung, ihr habt noch nicht die trennenden Einflüsse des Lebens kennengelernt, ihr könnt euch noch so unter- und miteinander verbinden, daß euch das spätere Leben niemals mehr zu trennen vermag.

Ihr müßt in eure junge Herzen richt den Eigendünkel, Ueberheblichkeit, Klassenauffassungen, Unterschiede von reich und arm hineinlassen.

Ihr müßt euch vielmehr in eurer Jugend bewahren, was ihr besitzt, das große Gefühl der Kameradschaft und der Zusammengehörigkeit. Wenn ihr das nicht preisgeben werdet, wird keine Welt es euch zu nehmen vermögen, und ihr werdet dann einmal sein ein Volk, genau so festgefügt, wie ihr es jetzt seid als deutsche Jugend, als unsere ganze Hoffnung, als unseres Volkes Zuversicht und unser Glaube.

Ihr müßt die Tugenden heute üben, die Völker brauchen, wenn sie groß werden wollen; ihr müßt treu sein, ihr müßt mutig sein, ihr müßt tapfer sein, und ihr müßt untereinander eine einzige große herrliche Kameradschaft bilden. Dann werden alle die Opfer der Vergangenheit, die für das Leben unseres Volkes gebracht werden mußten und gebracht worden sind, nicht umsonst hingegeben worden sein, sondern dann wird aus all den Opfern am Ende doch eine glückliche Entwicklung des Lebens unseres Volkes kommen; denn ihr, meine Jungen,

ihr seid die lebenden Garanten Deutschlands, ihr seid das lebende Deutschland der Zukunft,

nicht eine leere Idee, kein blasser Schemen, sondern ihr seid Blut von unserem Blute, Fleisch von unserem Fleische, Geist von unserem Geiste, ihr seid unseres Volkes Weiterleben.

So bitte ich euch denn: Wenn ihr von hier wieder hinausgeht, hinaus in eure Gruppen, in eure Städte, in die Marktflecken und in die Dörfer, dann nehmt mit hinaus dieses heilige Bekenntnis, das unser deutsches Volk heute wieder erfüllt und dessen jünste Zeugen ihr seid. Bringt hinaus diesen aläubigen Schwur, daß niemals mehr in alle Zukunft das deutsche Volk sich selbst zerreißt wird, niemals mehr sich auflösen wird, sondern daß es wirklich ein Volk von Brüdern sei, das durch keine Not und keine Gefahr mehr getrennt werden kann. Es lebe unser Deutschland und seine in euch liegende Zukunft. Deutschland Heil, Heil, Heil!“

Und nun brach ein Sturm los, wie ihn vielleicht noch kein Stadion der Welt erlebt hat: hingerissen von überschäumender Begeisterung, überschüttete die Jugend den vergötterten Führer mit nicht endenwollenden Heilrufen, die ihn auch während seiner ganzen Fahrt längs der Front begleiteten und ihm noch lange folgten.

Wir aber wollen glauben, daß dieser „Sieg-Heil!“-Sturm aus mehr als einem halben Hunderttausend Kehlen ein Schwur der deutschen Jugend gewesen sei: zu erfüllen, was an diesem großen Tag von Nürnberg der Führer ihr aufgetragen!

P. Rud. Fischer

Ordnung und Sauberkeit — dazu sei stets bereit!

Seiten. Auch ihn überfiel der Mordhirsch hinterrücks. Der Jahnender aus dem Brandmoore steht im Stangenort und rührt sich nicht. Der Mörder hat ihm eine Stange in das Gehirn gerannt und ihm die halbe Besinnung genommen.

Wäre nicht gerade der Prinz vorbeigefahren, so wäre der Hirsch auch zu Tode geforkelt worden. Nicht vor den Rotzschimmeln laufe der schwarze Satan über das Gestell, daß die Gänse hoch aufgingen. Der Prinz hatte das Sagen, in dem der Hirsch steckte, umfahren, aber der Mordhirsch war schneller gewesen und spürte sich schon heraus und in das unwegsame Bruch hinein. Auf dem Quergestell spürte sich eine frische Rotzfährte. Sie führte zu dem kranken Jahnender. Der stand da stumpfsinnig, an eine Stange gelehnt, stöhnte und röchelte und schüttelte fortwährend das Haupt. Ueber dem rechten Auge lag ein faustgroßer, rotweißer Klumpen, die blutige Gehirnmasse, die aus der Forkelstelle herausgequollen war. Ein Schrotschuß auf den Hals endete die Qualen des Gemeuchelsten.

Acht Tage gingen über das Land. Zehn Meilen umher hatte alles, was den grünen Rod trug, einen roten Kopf. Aller Jagdneid, jeder Grenzhaf war vergessen. Der Förster sagte es dem Bauernjäger, der städtische Jagdpächter dem Förster an, wenn sich der Schadhirsch spürte. Dreimal hatte man ihn schon hinter den Lappen gehabt, aber nie war er vor die Schützen gekommen, denn er hielt die Lappen nicht; bevor es hell wurde, überflog er sie. Bald hier, bald da erscholl sein heiseres, häßliches Schreien, aber stets im unwegsamen Bruch oder in der verwachsenen Dichtung, und erst, wenn die Nacht Himmel und Erde verschränkte, trat er aus und kämpfte auf den Wiesen die Plagzhirsche ab. Am hellen Mittag saßen die Jäger schon auf den Kanzeln, saßen bis in die Nacht hinein, froren in ihren Pelzen, wenn der Frühwind über den Bruch blies, sahen wohl schwarze Klumpen, die jäh hin und her fuhren und im Nebel ver-

schwanden, hörten den Mörder trennen und röhren, aber wenn der Tag kam und die Büsche und Bäume aus dem Nebel zog, dann stand der Unglückshirsch längst in der sicheren Dichtung oder saß in der Suhle im wilden Bruch.

Keine fünfzig Schritte von dem Hochstande, auf dem der Forstmeister die Nacht verbrachte, forkelte er einen angehenden Jahnender zuschanden. Der Forstmeister hörte jeden Laut, konnte den Kampf genau verfolgen, hatte währenddem die gestochene Büchse unausgesetzt an der Wade bereit, trotz des fehlenden Lichtes den Schuß zu wagen. Er hörte das Brechen der Büsche, das wilde Rauschen im Riich, das Aneinanderprasseln der Geweihe, das Schnauben und Stöhnen der beiden Kämpen, und er hörte auch, wie plötzlich hageldicht die Stöße fielen, dumpf dröhnend, wie Stockschläge auf einen Mehl sack. Dann brach es laut in der Dichtung, dann rief der Schadhirsch seinen trodenen, gemeinen, höhnischen Jubelruf dem Forstmeister zu, und dann stand die Stille wie eine Mauer rund um die Wiefe.

Als sich die Sonne durch den Nebel quält, ist die Wiefe kahl wie eine Mädchenhand; eine einzige alte Rinde äst sich an dem Moorbache entlang. Unausgesetzt lärmten in der Dichtung die Häher. Mit steifen, kalten Gliedern steigt der Weißbart von der Kanzel. Seine Stirne kraut sich, wie er auf der zertretenen, zerwühlten, zerrissenen Wiesennarbe Schweiß findet, dunkelbraunen, trüben Schweiß, Leberschweiß. Die kranke Fährte führt gerade dahin, wo die Häher jeter und feilen. In der Dichtung der alten Dichtung liegt der Jahnender auf der Seite, die Läufe weit von sich gestoßen. Der Leder hängt weit aus dem Geäße, die Lichter

sind gebrochen. Er ist schon seit Stunden verendet. Ein Stoß in die Leber brachte ihn um.

(Schluß folgt)



Ursprung, Aufstieg und Niedergang des deutschen Handwerks und des Kunstwesens

Von Richard Saud, Schneeberg

(1. Fortsetzung)

Das deutsche Handwerk hat im Frühmittelalter von außen her mancherlei Anregung, Förderung und Bereicherung erfahren und sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein entfalten können, bevor Dampf und Elektrizität es aus seiner dominierenden Stellung verdrängten. An Hand des mir erreichbaren Quellenmaterials will ich nun eine Anzahl der bekanntesten Gewerbearten herausgreifen und die Entstehung und Entwicklung dieser einzelnen Handwerke beleuchten.

Ich beginne mit dem Töpferhandwerk. Aus grauer Urzeit stammt das Handwerk der

Töpfer und Ofenseher.

Das in jedem Haushalt unentbehrliche Töpferzeug haben dort, wo sich Tonerde fand, die Hausfrauen auf die einfachste Weise geknetet, aus freier Hand geformt und gebrannt. Erst in späterer Zeit haben sie die von den Römern entlehnte Töpferscheibe angewandt. „Gott, der Schöpfer, war der erste Töpfer!“ So sagt ein alter Töpferspruch, denn wie die Bibel berichtet, schuf Gott den ersten Menschen aus Lehm. Sicher ist diese Annahme dem frommen Sinn des Handwerks entsprungen. Aber ebenso sicher ist, daß die Töpferei eine der ältesten Verrichtungen ist aus der ein nützliches Handwerk erwuchs. Der primitive Mensch, der spielerisch aus dem weichen Lehm die verschiedensten Figuren und Gefäße formte und dann vielleicht durch Zufall am Lagerfeuer entdeckte, daß diese Gegenstände durch das Brennen eine feste, unveränderbare Form erhielten, war der Erfinder dieser Kunst. Sie hat den Menschen durch alle Zeiten bis heute begleitet, hat Höhen und Tiefen gehabt. Heute ist diese Kunst durch die Industrialisierung beschränkt und sucht nur noch in einzelnen Gegenden Deutschlands, besonders in Thüringen, Schlesien und in der Lausitz, besonders in den Orten Froburg und Bunzlau, neue Zweige zu treiben.

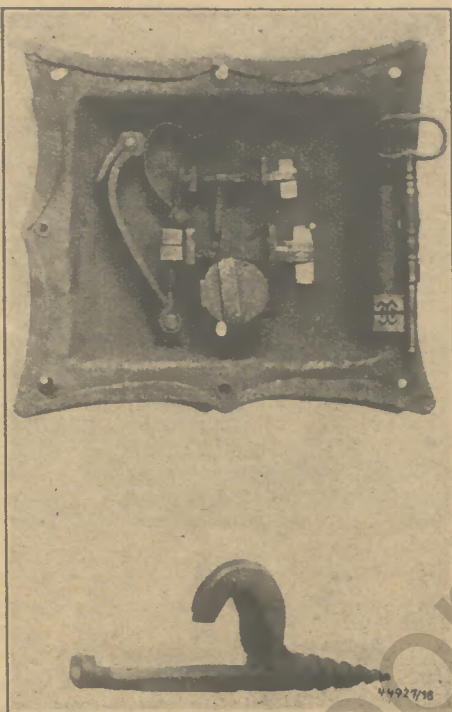
Eng verwandt mit dem Töpfer ist die Kunst der Ofenseher. Während diese im grauen Altertum die Ofenschalen mit der Hand selbst formen und brennen mußten, beziehen sie in neuerer Zeit die fertigen bunten und schön glasierten Rachen aus den großen Ofenfabriken, wie es solche z. B. in Meissen gibt. Nach Form und Farbe hat diese Industrie in den letzten Jahrzehnten wahre Kunstwerke hervorgebracht, die für jedes Zimmer ein Schmuckstück darstellen und durch die geschickte Hand des Meisters eine behagliche, gleichmäßige Wärme erzeugen. Außer den unfertigen Rachen, deren Ranten erst behauen und abgeschliffen werden müssen, sind Schamottestücke und Lehm, der stark mit Wasser angefeuchtet wird, die hauptsächlichsten

Baustoffe eines Rachenlofens. Ein alter Töpferspruch lautet: „Den nassen Töpfer hat Gott lieb, den trockenen holt der Teufel!“ In Leipzig ist eine der größten Fachschulen für Ofenseher. Hier läßt das Handwerk und die Töpfer- und Ofenseher-Zwangsinne für die Kreishauptmannschaft Leipzig den Nachwuchs durch Fachlehrer nach Maßgabe aller modernen Forschungen auf dem Gebiete der Wärme- und Heiztechnik ausbilden. Dem Handwerk der Ofenseher ist allerdings in neuerer Zeit durch den Bau von kleinen emaillierten Öfen eine starke Konkurrenz erwachsen, die die großen plastrierenden Rachenlöfen mehr und mehr zu verdrängen sucht.

Als zweites Handwerk mag das der

Schmiede

folgen. „Arbeit ist des Bürgers Stütze.“ Um dieses Sprichwort dreht sich die ganze Schmie bekunnt der früheren und heutigen Zeit. Es spiegelt sich hierin so recht die Ruhe und Beharrlichkeit wider, mit der die Schmiede, besonders die des Mittelalters, ihre Arbeit vollführen konnten. Das Ergebnis waren Kunstzeugnisse, die die Welt noch heute mit Staunen betrachtet. Schon in der deutschen Heldensage tritt, wie bereits erwähnt, der Schmied auf. Den Rittern war die Beschäftigung mit niedrigen Arbeiten verboten, aber das Schmieden galt als Ehrentat. Vom Kaiser Maximilian, dem letzten Ritter, ist bekannt, daß er selbst seine Harnische anfertigte und einer der tüchtigsten Meister war. Wie kamen nun die Menschen auf die Kunst, das Metall zu bearbeiten? Auf einfachen Feuerstellen wurde das geschmolzene Eisenerz geschmolzen und mit riesigen Hämmern zu Blöcken und Stangen verarbeitet. Das ist der Anfang der Schmiede. Im Laufe der Jahrhunderte vervollständigte sich die Kunst und stieg, vor allem im Mittelalter, zu hoher Blüte. Man findet noch heute in Museen Arbeiten, die wenn gleich mit viel primitiveren Werkzeugen verfertigt, heute kaum so kunstvoll hergestellt werden könnten. Die heutige Arbeit des Schmiedes spielt sich so auch unter ganz anderen Bedingungen als früher ab. Das Tempo der Zeit, die Ersparnis jeder Minute spielt dabei eine nicht unwesentliche Rolle. Die Schmiede sind heute die Stützpunkte der Industrie



Oben: Schlosser: Altes Haustürschloß.
Unten: Schmiede: Primitive Hobelbank.
Gewinde wurde in einen Falten eingewirbelt, das Brett wurde zwischen die zwei Flügel geklemmt und dann abgehobelt

bei allen Arbeitsvorgängen, die durch die Maschinen noch nicht durchgeführt werden können. Die Anfertigung von Verkehrs- und Beförderungsmitteln ist von jeher ein Sondergebiet des Schmiedehandwerks gewesen. Ich erwähne nur die alten Karren der wandernden Völker, die Galawagen der Fürstenhöfe usw. Durch die maschinell angetriebenen Fahrzeuge ist dem Schmiedehandwerk eine schwere Konkurrenz entstanden, die eine grundlegende Umstellung seines

Vor Unfall schützet dich allein dein eignes bei der Sache sein!

Joseph von Lauff *



Ende August dieses Jahres ist auf seinem Landgut im schönen Moseltal der Dichter des Niederrheins, der Entdecker des herrlichen Landes zwischen den Deichen des gen. Holland ziehenden deutschen Stroms und den „blauen Wäldern von Mosand“, der Sänger des froh-beschaulichen Sinnes wie des schweren Blutes der Menschheit dieses Landes, in hohem Alter zur ewigen Ruhe eingegangen. Damit ist nicht nur ein Dichter, auch nicht lediglich ein Heimatdichter von hohen Gnaden von seiner Gemeinde gegangen, mit dem Tode Joseph von Lauffs hat das deutsche Schrifttum einen jener wenigen Führer zum deutschen Volkstum verloren, dessen Hingang noch für lange eine schmerzende Wunde zu hinterlassen vermag.

Gewiß — und das sei getrost von vornherein festgestellt, auch Joseph von Lauff hat in seinem reichen, unermüdlichen Schaffen

manchmal jenem Landmann geglichen, der wohl sät, aber nicht immer vollwertig erntet. Jedoch der Schweiß, den er bei der Arbeit mühevoll verkostet, lindert bei all der Erkenntnis der überreichen Entfaltung Sorgen, Qual und Pein, denn die Arbeit ward ihm höchster Preis! Manche Frucht wurde zertreten, oder der noch raube Frühlingwind zerzauste unbarbarisch die lieblichsten aller Blütentinder. Doch wieder andere blühen und gedeihen heran, ihre Frucht ist unendlich kostbar und schmackhaft, und beim Herannahen des Herbstes füllt sich die heimatische Scheuer mit dem Segen für fleißige Arbeit.

Noch mit fünfundsiebenzig Jahren ein werdender Künstler, und erst, da schon weiße Silberfäden sein Haar durchspannen, ein Meister im Reiche der schönen Frau Muse, der Dichtkunst, die Freuden und Leiden in reicher Mannigfaltigkeit dem Schaffenden und Ringenden genug beschert, schuf Lauff sich eine Welt, umrauscht von den Geheimnissen niederrheinischer Wälder, Rölle, Triften,

Teiche, Flüsse und von Sturmesnot gepeinigter Rheindämme, umaeistert von den Menschen niederrheinischer Scholle, die so hart, aber auch so nachgiebig sind wie die braunen Erdrumen selbst, aus denen diese wandelbaren Gestalten wurden, von denen sie leben, zu denen sie einstens wieder gehen.

Lauff gilt als Entdecker des Niederrheins! Und das mit Recht. Er selbst ist Kallarer, schwerblütiger Natur, wie alle seines Landes. Er lacht wie sie, auf dem rechten Auge, und weint zugleich auf dem linken; also ein Schalk von seltsamer Art, oft in Stimmgabe, in Laune, die tollsten Possen zu reihen, Purzelbäume zu schlagen und pukiqe Narrenschellen läuten, klinaen und klirren zu lassen, daß man fröhlichen Sinnes wird, aber immer noch echt niederrheinischer Art und Weise bereit zu denken, zu träumen, zu dichten und zu handeln...

Aber lassen wir uns von Joseph von Lauff, von seinem Leben und Schaffen und schließlich von der Ernte all seines Strebens nun erzählen von einem, der ihn vielleicht mit am tiefsten verstanden und beariffen hat, weil er — selbst der Muse des stillen Landes am Niederrhein dienend — ihm in allem Fühlen und Dichten am nächsten kommen konnte: von unserm geschätzten Mitarbeiter Peter Schille, der vor knapp Jahresfrist einmal einen solchen Abriß so zu geben unternahm:

Joseph von Lauff erblickte als Sohn eines Notars in Köln, der „hüßigen Stadt“, das Licht der Welt, und drei Jahre später traten seine Eltern und er die Reise ins „Niederland“ an, wo sein Vater die Stelle eines Notars zu bekleiden gedachte. Sie landeten im schönen, destigen Kallar, damals noch ein unbekanntes Städtchen, nur den Kunstkennern alter Kirchenwerke nicht fremd.

Lauffs Elternhaus „Zu den sieben Linden“, das einer grünen Laube gleicht, deren Aukeres uns heute noch ergötzt und alte Begebenheiten ausplaudert, wenn wir uns den geräumigen Alkoven, in denen „Supps“ Kolportertheater in dämmer-vollen Winternächten sich der Premiere erfreute, hingehen, dieses einfache Haus, wo hinter der Tapeten „graue Zmischermäuschen“ spielten und „Misteln“ mit langen Klänschen“ ihn ins Märchenland eintreten hieß, das alles nahm seine junge Seele gefangen, und wie ein goldener Faden seliger Erinnerung ziehen die dort erlebten Jugendtage durch die so ereignisreichen Jahre seines segneten Lebens, und alles ist noch und lebendig geblieben bis zur Stunde. Aus dieser Welt heraus wurden auch seine Roman-Menschen geboren. Da es ist eine Anzahl von Kerlen, in denen lautere Lebensfreude pulsiert, lustige Gestalten, wie das Leben einer Kleinstadt sie kennt! Ich sehe sie sitzen, jene weiterhart Bauern, in den von Tabaksqualm und Schnaps durchschwängerten

Betriebes zu einer Lebensnotwendigkeit machte. Manche Schmiedemeister haben hieraus gelernt und sind noch Maschinenbauer geworden. Das Bild ändert sich also und wird, wie bei manchem anderen Handwerk auch, den Anfang einer neuen Stufe der Entwicklung bedeuten. Zurzeit gibt es in Deutschland etwa 61 000 Schmiedebetriebe mit ungefähr 127 000 beschäftigten Gesellen und Lehrlingen. Fast ebenso weit, wie die Kunde menschlicher Dinge zurückreicht, kann man die Spuren der

Weberei

verfolgen. Wohl haben wir von einem Erfinder des Handwebstuhls keine Nachricht, aber ohne Zweifel hat sich durch tastende Versuche von Jahrtausenden hindurch sehr früh eine Vorrichtung entwickelt, die es möglich gemacht hat, durch eine Anzahl hängender Fäden in gewisser Ordnung wieder gekreuzte Fäden oder Querstränge zu ziehen. Damit ist das Prinzip des alten, einfachen, aufrechtstehenden Webstuhls gegeben gewesen. Jahrtausende hat es gebauert, bis Spindel und Webstuhl allgemein sich verbreitet haben, bis sich endlich am Ende eines unermesslich langen Entwicklungsganges das Spinnen und Weben als häusliche Arbeit der Frauen allerwärts einbürgerte. An diese lange Entwicklungsreihe schließt sich unmittelbar eine entgegengesetzte an, die langsam aber sicher das von der Familienwirtschaft loslöst, was die vorwiegende ihr als Aufgabe zugewiesen hatte. Es wurden zuerst einzelne Stoffe von den Hörigen für die Herren, von den Freien für den Markt gefertigt. Es entsteht die Hausindustrie und das Handwerk, zuletzt das Großunternehmen. Dafür, daß den alten Germanen auch vor ihrer Berührung mit den Römern die Weberei nicht unbekannt gewesen ist, haben wir Zeugnisse. So z. B. darüber, daß die Germanen den aufrechten und nicht den waagerechten Webstuhl gekannt haben, der durch die Ägypter bei den Griechen und Römern eingeführt worden ist. Es spricht dafür auch die Tatsache, daß sich bei dem rein germanischen Stamme der Isländer der aufrechte Webstuhl bis ins 18. Jahrhundert erhalten hat.

Die meisten Nachrichten über die deutsche Weberei erhalten wir vom 9. Jahrhundert an aus den Zinsverzeichnissen der Klöster. Neben dieser klösterlichen Arbeit ist das Weben in erster Linie eine häusliche Tätigkeit der Frauen gewesen. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts stoßen wir auf männliche Weber, jetzt nicht nur in den Klöstern, sondern auch in den Städten, wenngleich diese Veränderungen noch nicht bedeutend waren. In der Hauptsache bleibt die Weberei häusliche Nebetätigkeit, doch kann auch schon von einem eigentlichen Weberhandwerk gesprochen werden; der Weber webt gegen einen bestimmten Lohn. Wo der Markt ein größerer, der Absatz lohnender wird, da beginnen auch die Männer regelmäßig für diesen zu arbeiten. Und so erkennt man dieses Handwerk an und verleiht ihm Privilegien, nach denen es sich in Zünfte zusammenschließen darf. Man gesteht den Zünften das Polizei- und Rügerecht, das Straf- und Zwangsrecht gegen ihre Mitglieder zu. Die mit der Zeit steigenden Bedürfnisse von Haus und Hof bringen das Emporblühen des Weberhandwerks mit sich. Das 18. Jahrhundert stellt seinen Höhepunkt dar. Es beginnt wenig später die Zeit der Webmaschinen. Als ein bahnbrechender Pionier auf diesem Gebiete tritt uns der am 22. Februar 1817 in Plauen i. V. geborene Louis Schönherr entgegen, der 1849 bei Richard Hartmann in Chemnitz in Arbeit trat und dort als ein 32jähriger den mechanischen Webstuhl erfand. Schönherr wird als ein besonders sündiger Kopf geschildert, der in hohem Alter auf dem Rittergute Thosfoll i. V. gestorben ist. Die Einführung des mechanischen Webstuhls hatte für das Weberhandwerk ungeheure wirtschaftliche Verschiebungen zur Folge; sie drängten das Hausgewerbe mehr und mehr zurück. Heute haben in der Weberei die großen Fabriken mit mechanischer Arbeit endgültig gesiegt, überall in Deutschland nimmt die Zahl der noch handwerks-

mäßig betriebenen Webstühle ab. Wohin der Weg weiter führen wird, das unterliegt keinem Zweifel, er geht unaufhaltsam dem Ende des einst so blühenden Handwerks entgegen. Es gibt in Deutschland zurzeit noch 910 Handbetriebe mit 931 Inhabern, 1281 Gehilfen, 199 Lehrlingen und 55 Angestellten.

Eines der ältesten und verbreitetsten Handwerke in Deutschland ist das **Schuhmacherhandwerk.**

Und doch lag dieses Gewerbe bei den alten Deutschen zu einer Zeit, wo es bei den Orientalen schon hoch entwickelt war, noch sehr im argen. Die einzige Fußbekleidung, die Sandalen, wurden von den Frauen und Hörigen angefertigt. Einen großen Einfluß auf die Entwicklung des Schuhmacherhandwerkes haben die Römer ausgeübt, wenn auch zunächst nur in der Rheingegend. Die zum Kriegsdienst in die römischen Kastelle eingezogenen Soldaten mußten ihre Waffen, Kleider und Schuhe selbst anfertigen und wurden hierbei von ihren Vorgesetzten unterrichtet. Die ausgeschiedenen Soldaten siedelten sich in der Nähe der Kastelle an und erwarben sich ihren Unterhalt, indem sie unter anderem auch Sandalen, Pantoffeln und sonstiges Schuhwerk herstellten. Karl der Große nahm sich der aus der Römerzeit übernommenen Handwerke an und pflegte sie mit größter Sorgfalt. Wie auch in anderen Gewerben, brachte erst die Gründung der Städte dem Schuhmacherhandwerk seine Selbständigkeit. Das führte wiederum zur Vereinigung in Zünften. Die erste Urkunde hierüber ist die des Erzbischofs Wichmann in Magdeburg vom Jahre 1157, aus der unzweifelhaft schon das frühere Bestehen des Schuhmacherhandwerks hervorgeht. In einigen Städten Deutschlands teilte sich später das Gewerbe in zwei Innungen: Die Altshuhmacher oder Altmeister, die die Herstellung grober und das Ausbessern alter Schuhe besorgten, und die eigentlichen Schuhmacher oder Neumeister, die neue Waren herstellten. Zwischen den Meistern und Gesellen dieses Handwerks gab es schon frühzeitig Streitigkeiten, besonders bekannt sind die Aufstände der Schuhknechte in Würzburg 1724 und Augsburg 1726.

Von besonderem Einfluß auf die Entwicklung des Schuhmacherhandwerks war die um 1870 hervortretende geistige Schuhmacherbewegung, weiter die fortschreitende Technik, die dem Gewerbe neue Richtlinien wies und seine vollständige Umgestaltung zur Folge hatte. Auch im Schuhmachergewerbe hat die Maschine und die fabrikmäßige Massenproduktion die Handarbeit immer mehr verdrängt, so daß das eigentliche Handwerk in der Hauptsache auf Reparaturen beschränkt ist. Jedoch die Reparatur und orthopädisches Schuhwerk vermag die Maschine dem Schuhmacher nicht nachzumachen. In Deutschland gibt es zurzeit 147 646 selbständige Schuhmacher mit 72 491 Gesellen und Lehrlingen.

Von den in der Schuhmacherei beschäftigten Meistern sind ungefähr 20 000 in 186 Innungen organisiert, die seit 1883 in einem Schuhmacher-Innungsverband mit dem Sitz in Berlin zusammengeschlossen sind. Im ganzen Deutschen Reich gab es nach der Zählung vom 14. 6. 1895 im Schuhmachergewerbe 261 322 Betriebe mit 402 186 beschäftigten Personen. Doch dürften sich diese seit 1895 auf eine halbe Million vermehrt haben.

Für die Ausbildung zum Meister sorgen neben den Innungsschulchen noch private Schuhmacherschulen. Die Gesellen haben seit 1883 einen Unterstützungsverein „Deutscher Schuhmacher“ mit dem Sitz in Nürnberg, mit dem die Zentralkasse der Schuhmacher Deutschlands verbunden ist.

Zu erwähnen ist hier noch der aus dem Handwerkerstande hervorgangene Nürnberger Schuhmacher, Poet und Meisterfinger Hans Sachs, der, ein echter Handwerksmeister und ein wahrer Herzenskündiger unseres Volkes, berufen war, die Kluft zwischen Volks- und Kunstgesang kühn zu überbrücken, ein leuchtendes Vorbild auch für den Handwerker unserer Zeit.

(Fortsetzung folgt)

Arbeits mit am Ausbau der Werkszeitung, es ist dein Blatt!

Kneipen. Sie trinken keinen goldigen und würzigen Wein, selbst an Tagen nicht, wo die Schützenkönige mit schweren Silberketten ihr Dasein proklamieren und behäbige Schützenkanten ihren umständlichen, aber ehrbaren „Rheinländer“ drehen; dafür genießen sie schledend einen „Kloaren mit Klönte“, und essen schamkand „ne Mettworst mit Spedtfengel“. Eine köstliche Welt! Abgenutzte Spielfarten fliegen auf den hölzernen, aber sauberen Tischen; ich höre wettern, schimpfen, lachen, fluchen, singen, beten, schluchzen, weinen. Neben den Männern posieren sich die Frauen mit braunen, blauen, oft schwermütvollen Augen, auf hoher Stirn liegen eingegrabene Runen; oder braune und schwarze Zöpfe fliegen wie aufgerollte Fäden im Winde, rote Lippenpaare und perlmutterne Zähne lachen mich verlockend an und verschwinden sich in Glück und Liebe. Auf den Tanaböden schwirren bunte Röcke, und Burschenmützen lausen zur Decke, an denen bestäubte Wimpel plustern, dazwischen ein wirrer Schrei, genährt von entlagungsreicher Liebe, von Haß, Neid, Mißgunst, Tod . . . Und plötzlich, aus einem Nichts werden sie mir vertraut, nehmen Form und Gestalt an, wie der Holländer Rembrandt auf seinen Bildern sie nicht besser malen konnte . . .

„Sannele Mesdag“ und „Ratje Peerenboom“ kommen auf mich zu und erzählen mir mit bleichgewordenen Wangen die Geschichte ihrer jungen Liebe: ich schaure! „Pittje Pittjeweit“ besucht mich in der kleidbaren Tracht eines Zylinders, den er „des höheren Effektes wegen, unter fünfundvierzig Grad Neigung auf die linke Kopfsseite stülpte“ — und ich werde traurig! Der „lateinische Heinrich“ nägelt und kapriolt sein „Favete linguis“, — und ich lache! Die Akten der „Tragödie im Hause der Gebrüder Spier“ werden erneut vor mir aufgerollt, und ich tue daselbe, was der „Herr Notarius Baptiste Pierre Lenz“ macht: ich räuspere! Ich protokolliere mit „Hübbers“ und „Brill“, ziehe mit „Jantje Klaas“ und dessen Holzpuppen lachend über die niederrheinische Kirmes, scherze mit der „Tanzmamsell“, schätere mit „Süllete“ und „Paternella“, träume mit dem wohlhabenden Junggesellen, dem Bäckermeister „Schöten Rüb“, übergebe mit „Mynheer Höffens“ und „Mynheer Lörkens“ den Leichnam des verbliebenen „Solokollegen Malthus“ der Mutter Erde und rufe ebenfalls mit kummerrotem Gesicht: „Et lux perpetua luceat ei!“

Ich rufe die Geister wach! Werde ich sie bannen? Bin ich wie Lauff ein Schalk, der auf dem rechten Auge lacht und auf dem linken weint? Wohlan denn! Ich lebe wie „Anatole Baron von Klog“, liebe wie „Johanna Douvermann“, denke wie „Dirk Vogel“ und handele genau so wie der ehrwürdige „Heerohme van Bebbet“.

Um das zu verstehen, bedarf es unbedingt des Lesens Lauffscher Romane, seiner Werke überhaupt. In rascher Aufeinanderfolge legte er sie in Druck. Lauffs erstes Werk, betitelt „Ein Lied vom Niederrhein, Jan von Calter“, erschien 1887; sein letzter großer Roman 1930, anlässlich seines 75. Wiegenfestes; eine Jubiläumsgabe im wahren Sinne des Wortes! Hier gab Joseph von Lauff seinem Volke das Schönste, Beste und Edelste. „O du mein Niederrhein“ ist ein Schrei aus tiefster Menschenseele, aber losgelöst von aller Erdenqual. Der Dichter und Mensch Lauff lebt sich noch einmal — vor Sonnenuntergang — zu den Menschen seiner Heimat, hört ihre Klagen, sieht ihre Freuden, aber nimmt auch an ihren Leiden teil! Er ist ganz eins mit seinem Volke, er fühlt den Schmerz unserer Tage, all das große Elend unserer inneren wie äußeren Zwietracht und Uneinigkeit. Der Dichter leidet um seines Volkes, um seines so heiß geliebten Vaterlandes willen! Land, Scholle und Volk geben noch einmal ihre letzten Früchte und gewinnen auf weite Sicht Wahrhaftigkeit. Emmerich, „die sterbende Stadt am Niederrhein“, und der behäbige Rheinstrom grüßen freundlich, und es scheint, als läuteten noch einmal auf „Aldegundis“ die Glocken, und aus den trautsamen Klängen forme sich das Menschentum am Niederrhein und offenbare seine ganze schöne Seele . . .

„Es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!“ Gedanken, die Joseph von Lauff, als das 76. Lebensjahr für ihn im Osten rosig erwachte, niederlegte. Zwar eine schmerzliche Erkenntnis! Aber wiederum ein trostreiches Beginnen und neues Werden im Reiche alles Menschlichen! Und wenn wir heute Lauffs Lebenswerk überblicken — das seinen Anfang in Köln, den Wendepunkt in Calcar, den künstlerischen, humorvollen Niederschlag in der „Brigadenstube“ in Cond a. d. Mosel fand, seinen Segen und seine Reife in Wiesbaden, dem letzten Wohnort des Dichters, erhielt, so bekennen wir, daß dieser Lebensweg, das Neuland der Liebe, das Joseph von Lauff sich und seinem Volke schenkte, sicherlich nicht ohne harte Kämpfe beschritten wurde. Jedoch der Glaube an sich selbst, die Liebe zu den Seinen — denn der Dichter war zugleich glücklicher Familienvater —, gaben ihm Kraft und Hoffnung, in das Land der Patriarchen, jener weisheitsvollen Würdenträger, einzugehen, in das einst vor ihm Johann Wolfgang von Goethe segenspendend wandelte.

Und wer wird nun unter den jungen Dichtern Lauffs Erbe am Niederrhein antreten? Viele sind berufen, aber wenige auserwählt! Joseph von Lauffs Genius wird unsere Zeiten überdauern. Sein Stern wird am Dichterhimmel leuchten, schön — aber auch bahnweisend.

Die Burg Blankenstein bei Bochum

Auf einem hohen Felsen an der Ruhr steht die Burg Blankenstein. Sie wurde im Jahre 1226 durch den Grafen Adolf von der Mark erbaut. Die Burg bestand früher aus der Vorburg und der Hauptburg, die durch einen tiefen Graben getrennt waren. Dieser Graben wurde auch Halsgraben oder Gräfte genannt.

Die Vorburg bestand aus einer halbkreisförmig gebauten Mauer, die ebenfalls durch einen Graben geschützt war. Vor diesem Graben befand sich ferner noch ein mit Gestrüpp und hohem Gesträuch bewachsener Wall. Wenn Feinde die Burg Blankenstein stürmen wollten, so mußten sie zuerst diesen Wall einnehmen. Von dort aus führte eine Brücke über den Graben zum eigentlichen Eingangstor der Vorburg. Da es sich aber um eine Zugbrücke handelte, so konnte den Feinden das Ueberschreiten des Grabens versperrt werden. Die zwei Winden zum Auf- und Niederlassen der Brücke befanden sich in den zwei Tortürmchen am Eingang der Vorburgmauer. Das Gelände hinter der Vorburgmauer nannte man die innere Freiheit. Dort standen geschützt die kleinen Wohnhäuser der nichtadeligen Kriegsmannen, Knechte und Mägde, die dem Burgherrn Dienste leisteten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde die Vorburgmauer niedergelegt und der Außenwall eingeebnet. An die damalige Vorburg der Burg Blankenstein erinnern heute nur noch die freundlichen niedrigen Häuser, die vor dem großen Burggraben stehen.

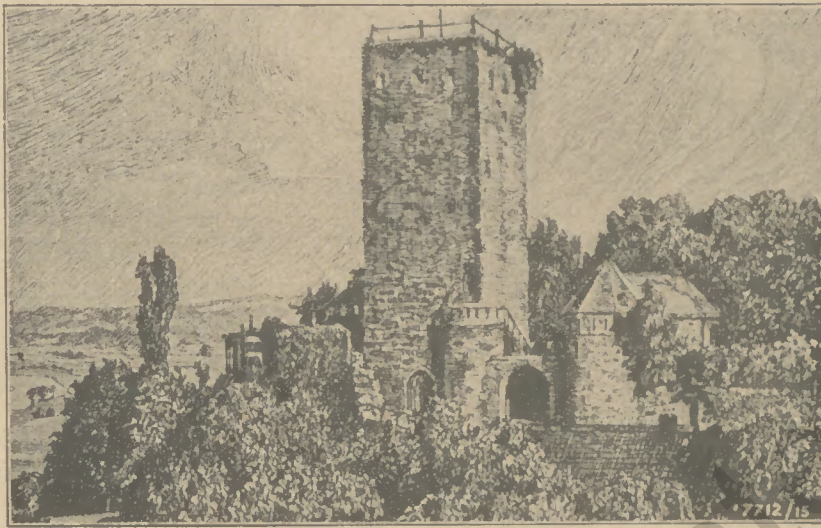
Von der Vorburg aus führte eine zweite Zugbrücke zur eigentlichen Hauptburg, die durch zwei Eingänge betreten werden konnte. Der eine Eingang wurde durch zwei runde Türme geschützt. Die Grundmauern eines dieser Türme sind heute noch vorhanden. Die beiden Eingangstürme wurden durch einen Torbogen verbunden; in der Nähe stand die Burgkapelle, die drei Altäre aufwies. Der zweite Eingang führte durch den vieredigen Turm, auch Bergfried genannt, von dem man noch heute weit in das Ruhrtal hinabsehen kann. Im Untergeschoß des Bergfriedes befand sich das Burgverließ für die Gefangenen. Das Stockwerk darüber diente

den Burgknappen als Aufenthaltsraum. Die beiden anderen Stockwerke waren für den Burgverwalter, auch Droste genannt, bestimmt. Die Räume im oberen und höchsten Stockwerk im Turm benutzte der Burgwächter.

Die Innenburg bestand aus dem alten und neuen Burghaus. Die Ritterkammern dieser Häuser waren sehr einfach ausgestaltet. Sie enthielten meist nur ein Bett, einen Tisch und eine Truhe zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke und Urkunden. In der Burgküche des alten Burghauses waren auch nur die notwendigsten Gebrauchsgegenstände vorhanden. In der Nähe der runden Türme stand der Pferdestall. In einer Kammer darüber wohnte der Burgschreiber. Er genoß als schriftkundiger und gelehrter Mann allein den Vorzug, hier in der Hauptburg wohnen zu dürfen. Die anderen Zivilpersonen wohnten nur in den kleinen Häusern der Vorburg.

Die ständige Besatzung der Hauptburg bestand aus dem Drosten, der im Auftrage der Grafen von der Mark auch Befehlshaber über die vorhandenen fünf bis sechs Ritter war. Diese Kriegsmannen stammten aus den umliegenden Adelshöfen. Im Kriegsfall waren die Burgmannen aus den um Blankenstein liegenden Lehnsgütern außerdem verpflichtet, dem Drosten Hilfe zu leisten. Auf dem großen Burghof tummelten die Ritter ihre Streittruppe. Sie pflegten hier auch die Kriegssübungen mit Schwert, Ger und Armbrust, später auch mit den Haken- und Donnerbüchsen, die auf den Türmen standen und die mit Steinfugeln geladen wurden.

Die Burg Blankenstein war für die Entwicklung der Grafschaft Mark als Schutz- und Trufeste sowie als Verwaltungssitz sehr wertvoll. Im Dreißigjährigen Kriege war sie jedoch oft ein Schlupfwinkel der Feinde. Der Große Kurfürst ließ deshalb die Burg Blankenstein im Jahre 1664 zerstören. Der hohe Bergfried und die Grundmauern der runden Türme sind jedoch erhalten geblieben. Das alte und neue Burghaus wurde in den späteren Jahren teilweise wieder aufgebaut. Die Burg Blankenstein gehört heute der Stadt Bochum, die für die Erhaltung und Wiederherstellung der sehenswerten Burg sorgt.



Burg Blankenstein bei Bochum

Rechnen leicht gemacht

Von Dr. Andres

Schnell und richtig rechnen zu können ist Sache der Veranlagung, der man aber durch Übung nachhelfen kann. Außerdem kann man sich das Finden der Lösung erleichtern durch Gebrauch von Hilfsmitteln, wie Rechenmaschinen, Rechenschieber, Logarithmen, Tabellen und durch Kniffe. Von zweien solcher Kniffe soll hier die Rede sein. Bei der gewöhnlichen Multiplikation zweistelliger Zahlen hat man nicht weniger als vier bis fünf Zahlenreihen untereinander zu schreiben. Die sogenannte kreuzweise Multiplikation kommt demgegenüber mit drei Reihen aus und ihre Anwendung kann bei einiger Übung sogar dazu führen, auf die Niederschrift zu verzichten. Man macht das folgendermaßen:



Die Zahlen, z. B. 24×36 werden untereinander geschrieben. Als erstes multipliziert man die beiden Einer und schreibt die erhaltene Einerziffer hin — hier von $4 \times 6 = 24$ also 4. Dann multipliziert man kreuzweise, also 6×2 und 3×4 und addiert dazu die vorhin übriggebliebene Zehnerziffer 2, so daß man 26 erhält. Wieder wird nur die Einerziffer hingeschrieben und die Zehnerziffer zu der letzten Multiplikation, der der beiden Zehnerziffern addiert. Das gibt dann $2 \times 3 + 2 = 8$. Dies hingeschrieben, hat man die Lösung $24 \times 36 = 864$.

Bildlich dargestellt sieht das so aus:

24	24	24	24
$\times 36$	$\times 36$	$\times 36$	$\times 36$
	4	64	864

Daselbe Verfahren ist auch bei dreistelligen Zahlen möglich, nur daß sich die Zahl der Multiplikationen entsprechend erhöht. Aber die Anwendung der kreuzweisen Multiplikation bringt in diesem Fall sogar noch größere Vorteile, indem wieder nur 3 Zahlenreihen untereinanderstehen an Stelle von sechs.

Das Schema ist diesmal folgendermaßen:

243	243	243	243	243
$\times 365$	$\times 365$	$\times 365$	$\times 365$	$\times 365$
	5	95	695	8695

Das ist wirklich nicht schwierig und man erspart hier außer der Schreibarbeit auch noch eine Addition, die der drei Multiplikationsreihen nämlich.

Der zweite Kniff bei der Multiplikation zweistelliger Zahlen ist noch einfacher und besonders für Kopfrechnarbeit geeignet. Allerdings ist Bedingung, daß die Zehner beider Zahlen gleich lauten müssen, z. B. 13×16 , 17×18 , 14×16 . Diese Aufgaben löst man so:

$$13 \times 16 = (13 + 6) \times 10 + 6 \times 3 = 190 + 18 = 208$$

$$17 \times 18 = (17 + 8) \times 10 + 8 \times 7 = 250 + 56 = 306$$

Drinnen und Draußen

Wer braucht Zucker?

Unter den verschiedenen Nahrungsmitteln, die unser Organismus benötigt, um seine Lebenskräfte zu erhalten, darf man die zuckerhaltigen Speisen nicht vergessen. Der Zucker ist nicht nur ein Nahrungsmittel, das zur Zubereitung vieler Speisen Verwendung findet, sondern er ist vor allen Dingen sehr nahrhaft und ein wichtiger Energiespender. Er ist für das regelmäßige Wachstum der Kinder unentbehrlich. Andererseits glaubt man, daß ein Erwachsener, der viel arbeiten muß, täglich 100 Gramm Zucker aufnehmen soll, um in der Lage zu sein, die zur Erfüllung seiner Tätigkeit notwendige Kraft aufrechtzuerhalten.

Die Ernährung der Greise muß besonders sorgfältig überwacht werden. Ihr Organismus verlangt sehr gut verdauliche Nahrungsmittel von kleinstem Volumen. Aber sie müssen auch stärkend und erfrischend sein. Die zuckerhaltigen Nahrungsmittel erfüllen diese Aufgabe, außerdem schmecken sie ihnen auch meistens am besten. Man gebe deshalb den Greisen leichte und gesunde Nahrungsmittel, Zwischengerichte, gekochte Früchte usw.

Man muß auf „vollen Touren“ bleiben. Ein Motor läuft nicht ohne Brennstoff. Der menschliche Organismus kann mit einer Maschine verglichen werden, die ständig in Bewegung ist und eine mächtige Arbeit leistet. Genau so wie der Motor muß unsere Maschine mit Brennstoffmaterial gespeist werden. Die gute Leistungskraft des menschlichen Motors wird dadurch unterhalten, daß man ihm Kohle in Form von süßen Getränken und Nahrungsmitteln liefert.

Die sich entwickelnden Musteln verwenden das Fett und geben dem menschlichen Körper ein jugendliches, elegantes und schmieglames Aussehen. Ergänzen Sie, wenn möglich, den Sport durch eine gleichmäßig kräftige und leichte Ernährung in der Form von zuckerhaltigen Nahrungsmitteln, wie grünes Gemüse, Obst, Kompotte, Zwischengerichte und Süßigkeiten, die viel Kohlenhydrate enthalten und die die Musteln besonders stärken.

Geht dem Stadtmenschen die viele Arbeit „an die Nerven“, so verlangt die Erdbarbeit des Bauern große physische Kräfte. Deshalb haben die Bauern eine besondere Ernährung nötig, die ihre Musteln in gutem Zustande hält. Man hat erkannt, daß nur eine Nahrung, die viel Zucker enthält, diese Aufgabe erfüllt. Tatsächlich kann Zucker allein, ohne den Magen zu überladen, die Kraft des Mustelsystems wiederherstellen.

Gartenbau und Kleintierzucht

Abräumen der abgeräumten Beete



Aufnahme: H. Diebetrau

Die Erntereste auf den Beeten sind sorgfältig auszureißen. Soweit sie sich zum kompostieren eignen, sind sie im Gemisch mit Erdresten und Sauche in einem sauberen Haufen, an einer schattigen Stelle des Gartens, anzulegen. Der Komposthaufen ist dann wie bekannt zu behandeln. Jedoch ist insbesondere darauf zu achten, daß keine kranken Pflanzenreste (z. B. mit Kohlhernie befallene Wurzel, oder krankes Kartoffelkraut) hineingeraten. — Kranke Pflanzenreste sind restlos zu verbrennen. Das muß mit Sorgfalt überwacht werden, damit keine Reststücke auf dem Felde liegen bleiben. Keine Kohlstriünke untergraben. Alle diese kranken Ueberreste sind die Verbreiter der so gefürchteten Kohlhernie und anderer Pilzkrankheiten. Die abgeräumten, gegrabenen und glatt gehackten Beete dürfen unter keinen Umständen liegen bleiben, sondern müssen schnellstens wieder befüllt werden, sei es

mit Stielmus, Salat oder sonstigen Nussfrüchten. Wenn das nicht beabsichtigt ist, läßt man zur Gründung irgendeiner Halmfrucht, Roggen, Hafer, sehr die Lupinen, Erbsen oder Saradella.

Die Pfautauben, auch Fächerhahn genannt, hat den Namen von ihrem eigenartigen Schwanz erhalten und wird seit etwa 250 Jahren in Deutschland gezüchtet. Ihre Heimat ist Ostindien. Da sie durch ihre auffallende Form wohl jedermann bekannt ist, sei sie nicht näher beschrieben. Je schöner der Schwanz getragen wird, je breiter der Fächer und je schärfer er ist, desto wertvoller ist die Taube. Bei ihrer Beurteilung ist die Figur die Hauptsache, d. h. Stellung und Haltung des Körpers, Halses und Schwanzes, und die Vollkommenheit des letzteren die Hauptsache. Einer besonderen Empfehlung bedarf die Pfautauben nicht; sie ist als prächtige Zier- und Paradaube allgemein beliebt, anspruchslos, guter Brüter und trefflicher Vögel. Ursprünglich kamen Pfautauben nur in weiß vor, jetzt werden sie in allen Farben gezüchtet, des weiteren auch als Weißschwänze, Farbenschwänze, Schildige, Gemöndte, Tiger und mehr.

Werksallerlei

Unsere Jubilare

Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:

Handlanger Franz Napieralla, Stahlwerk 1, eingetreten am 22. 9. 08; Bohrer Heinrich Schmitz, Mech. Werkstat, eingetreten am 26. 9. 08.
Den Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche!

Familiennachrichten

Geschließungen:

Walter Heinbruch, Mech. Rep.-Werkstat, am 19. 8. 33.

Geburten:

Ein Sohn:
August Boese, Gießerei, am 16. 8. 33 — Paul; Ernst Urban, Stahlwerk, am 14. 8. 33 — Hans Werner: Wilh. Heinenberg, Koferei, am 22. 8. 33 — Friedhelm.

Sterbefälle:

Gefrau Alois Böttmer, Walzwerk, am 25. 8. 33.

Galluschke färbt, wäscht, reinigt alles
- läden überall - Gegr. 1873

Lungenkranke

erhalten kostenlos das Buch „Lungenleiden und ihre erfolgreiche Bekämpfung“. Mit Rezept, Verhaltensregeln und Berichten von überraschenden Erfolgen.
Gleichfalls kostenlos
wird eine Probe eines glänzend bewährten Mittels mitgesandt. Senden Sie Ihre Adresse an Dr. Boether, GmbH, Theresienstr. 75, München

Eine dreiräumige Wohnung gesucht. Zu tauschen mit einer zweiräumigen mit Garten.

Näheres: Welper, Ludwigstal Nr. 32.

Rhe'nische Ingenieurschule **Mannheim** Maschinenbau Elektrotechnik

Zu bedeutend herabgesetzten Preisen:

Plüsch- und Ledersofas, Chaiselongues, Couches, Klubsolas und Sessel, sowie Auflagen und Matratzen in jeder Ausführung

Nur eigene Werkstattarbeit
Ferner Metall-Bettstellen und Divan-Decken in großer Auswahl

Polstermaterial für Reparatur und Selbstanfertigung

Polsterei A. Thiel, Bochum

Humboldtstr. 52, zwischen Marienkirche u. Hbf.



Qualitäts-
wagen
preiswert
u. franko.
Liste frei. Dankeschreiben
vieler Arbeitskollegen. Aloys Abel,
Borsch-Gena Rhö. 19.

Brau'paare,
Möbelinteressenten
kaufen stets billig
und gut ihre

Möbel

im bekannten
Möbelhaus
Zschau
Hattingen-R.
Bahnhofstraße 18
Wer im Möbelhaus
Zschau kauft, spart
viel Geld!

Erspar Gas und Geld und Zeit
durch **Peter Kölln** im blauen Kleid!

Die billigen **Peter Kölln**-Haferkotten
1/2 24 s im blauen Paket! 1 45 s

Reparaturen

an sämtlichen
Korbmöbeln
und Korbwaren
werden gut, billig
und fachgemäß aus-
geführt bei

Schweigart
(Vossen Ncr.f.)
Heggerstr. 25

Reelle Bezugsquelle!

Betten
1 1/2 schläfig, echt rot,
federleicht, Oberbett mit
7 Pfd. Federn
9,75, 14,50, 21,50
Unterbett mit 6 Pfd.
Federn 9,30, 13,55, 20,—
Kissen mit 2 1/2 Pfd.
Federn 2,95, 3,95, 6,50
Vollständige
Betten 22,—, 32,—, 48,—
Preisliste gratis. Um-
tausch oder Geld zurück.
Viele Dankschreiben.
Nachnahme-Versand.
Bettfabrik H. Möller.
Kassel Nr. 106, Würthstr. 2

Reellste Bezugsquelle:

NEUE GÄNSEFEDERN
von der Gans gerupft, mit Daunens, dopp. gerein.,
Pfd. 2,—, allerbeste Qualität 3,—, kleine Federn
(Halbdaunen) 4,—, Dreiviertel-daunen 5,— und
6,—, gereinigte geriss. Federn mit Daunens 3,25
und 4,25, hochpr. 5,25, allert. 6,50, la. Volldaunen
8,— und 9,—. Für reelle, staubfr. Ware Garantie.
Versand gegen Nachnahme ab 5 Pfd. portofr.
Pa. Inlette m. Garantie billigt. Nichtgefall. nehme
auf meine Kosten zurück. Willy Mantuffel,
Gänsemasterei, Neurebbin 61b (Oderbr.) Ältestes
und größtes Bettfedernversandgeschäft des Oder-
bruches, gegr. 1852.

NACH MÜLHEIM/RUHR

SOLBAD RAFFELBERG
STADTHALLE MIT RUHRTERRASSE
RUHRBELEUCHTUNG
STADION-SCHWIMM-
BADENSTALT
WASSERSTADION
Ideale Gelegenheit
für Wassersport
Herliche Waldungen
und Wanderwege
Sommerfrische

Fahrradlose Personen
schlafen auf der Ruhr
Bergsteiger
Fahrrad-Contingent
Häute und Pensionen
Bettstellen und Wohngegend
benutzen durch
Vorkauf oder
Vorkauf

WOCHENEND UND SOMMERFRISCHE

Voranzeige: Radsporthaus Röl-Bochum demnächst am Rathaus